

Bergfahrt in Savoyen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 15

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lugenden glühenden Katzenaugen. „Dem ist rasch abgeholfen“, meint Herr Löffel. Topf weg, eine Handvoll Holzwürfel aufgeschüttet und obenauf, als Clou, aus einer Flasche einen Sprutz — Petrol! Wie ich ihm in den Arm fallen will, wehrt er lachend ab: „Lassen Sie nur, es ist schon tausendmal gut gegangen, da wird es wohl beim tausendundeintmal keinen Klapf geben, man muss das nur verstehen.“

Es hat wirklich keinen Klapf gegeben und bald ist die Suppe wieder aufgewärmt. Das Katzenportionchen, das sich der Alte nun zurecht macht, erregt mein Erstaunen. „Ja, wissen Sie, seit 35 Jahren leide ich an einer schweren Lungenerweiterung (!) und wenn ich den Magen fülle, dann hat die „Lugi“ (gemeint ist die Lunge) keinen Platz mehr, was mir dann Atembeschwerden verursacht. Ich esse nur ganz wenig, aber gut!“ Die Kostprobe, zu der ich eingeladen werde, lässt mir über letztere Behauptung keinen Zweifel.

Johann Löffel führt mich dann noch auf den Speicher. Dort steht der von ihm selbstgefertigte Sarg. Dass Löffel auch sein Ewigkeitsbett nicht vergessen hat, wundert mich nach all dem Gehörten nicht mehr. Er selbst hat seine Freude an der kunstgerecht ausgefallenen Maserierung. „Wenn ich einmal von dannen muss, dann braucht es kein langes Geläufte zu geben. Sollte ich mein Stündchen nahen fühlen, dann krieche ich einfach hinein und bin dann am Morgen schon drin.“

Es ist klar, dass solch hervorstechende, ungewöhnliche Menschen in ihrer näheren oder weiteren Umgebung scharf umstrittene Persönlichkeiten sind. Namentlich alle besserwissende Junge glauben oft, ihre scheinbare Ueberelegenheit den Alten fühlen lassen zu müssen. Jugend ist eben oft mitleidlos. Aber Löffel steckt sie noch heute alle in den Sack und gar manch jugendlich überlegenes Lächeln hat später heimlicher Beschämung und nachfolgender Achtung Platz machen müssen. Es gibt eine Menge Leute, die auf Löffels Wissen schwören „wie aufs Evangelium“.

Meine Zeit ist leider um. Wie ich Löffel zum Abschied noch einen langen Lebensabend wünsche, meint er etwas wehmütig: „Manchmal weiss ich wirklich nicht, ob ich das wünschen soll. Seit meine Frau gestorben ist, weiss ich eigentlich nicht mehr so recht, wozu ich da bin. Und seit mir im letzten Jahr noch mein treues Jagdhündchen und letzter Kamerad durch Unfall verloren ging, fühle ich mich noch mehr vereinsamt und bin froh über jeden lieben Besuch. Wenn es auch manchmal ein Paar Strümpfe oder ein Kleidungsstück zu stopfen gibt, wenn dieser oder jener ein Sägeblatt oder eine Fräse zum Feilen bringt oder der Tochtermann eine neue Mistbähre nötig hat, so genügt das doch alles nicht, meine Tage zu füllen.“

Innerlich fast etwas beschämt über so viel Arbeitskraft verlasse ich den Alten mit herzlichem Händedruck. Der heutige Tag hat mir ein Erlebnis gebracht. (RoBo.)

Bergfahrt in Savoyen

I.

Die Tore zu den französischen und italienischen Bergen sind zugeschlagen und so lange der Krieg dauert, dürfte es wohl kaum möglich sein, in jene Gebiete zu gelangen, die dem Bergsteiger bekannt sind unter den Namen Maurienne und Tarantaise und in jene anderen, über die wohl auch ein weiteres Publikum Bescheid weiss, ins Gebiet des Mont-blanc, in die südlichere Dauphinée und in die griiischen Alpen. Da kramt man denn, statt dass man Pläne schmiedet, in den Erinnerungen. —

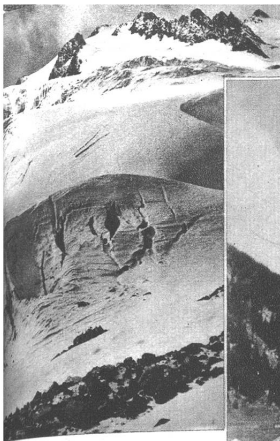
Ich wende Blatt um Blatt von Aufzeichnungen und Bild um Bild. 1930! Da steht vorab ein Klagelied von schlechtem Wetter. Schon im Juni jagt uns ein Schneesturm von der Niesenkette nach Hause. Wetterhorn und Eiger tauchen aus Nebelwolken auf. Ihre Ersteigung bleibt unvollendet im massenhaften, gefährlich schweren Neuschnee stecken. Der Juli geht vorüber und noch ist nichts Rechtes zustande gekommen. Ungeduldig klopft der Finger am Barometer herum — aber das Klopfen hilft nichts — das ersehnte Hoch stellt sich nicht ein, so dass wir endlich vor der Entscheidung stehen: Zu Hause bleiben oder Schlechtwetterfahrt. Zwar ist die Entscheidung einfach; denn sie kann natürlich nur lauten: Schlechtwetterfahrt.

Das Ziel ist *Savoyen*, die Täler der *Tarantaise* und der *Maurienne*.

Und nun zunächst ein wenig Geographie: Von Genf aus erreicht man die *Tarantaise* mit der Bahn über Annecy-Albertville-Moutiers-Bourg St-Maurice (Endstation), die *Maurienne* über Culoz-Chambéry-Modane (Grenzstation der Mont Cenis-Bahn). In Albertville beginnt die *Tarantaise*, mit welchem Namen die Gebiete des Tales der Isère und desjenigen des Doron de Salins mit dem grossen Fremdenort Pralognan bezeichnet werden. Die *Maurienne* ist das Tal des Arc. Von Modane aus ist ein Autokurs der französischen Staatsbahn eingerichtet, der in fast dreistündiger Fahrt den Talesgrund beim Orte Bonneval erreicht. Das Bergmassiv endlich, das sich zwischen den Tälern der Isère und des Arc ausdehnt und bis gegen 3800 m Höhe erhebt, trägt den Namen „die *Vanoise*“.

Wir wussten wenig über das Gebiet. Zwar hatte einer der Teilnehmer an unserer „Expedition“ die *Tarantaise* bereits einmal besucht und war des Lobes voll ob der Schönen, welche sie dem Wanderer zu bieten habe. Das aber schreibt Julius Kugy, ein bekannter Bergsteiger und Bergschriftsteller: „Es war einer meiner schönsten Bergtage, an dem ich so recht Savoyens Schönheit sah. Wie seelenvoll blickte das Auge seiner Hochseen, wie feierlich standen seine Berge, wie kristallhell leuchteten seine Gletscher, wie freundlich grüssten seine Almen in entzückender dem Grün. Alles so weit und so gross, so strahlend schied überall reinquellender Reichtum der Natur, überall edle und anmutvolle Linie, nichts Abgehacktes, nichts Finsternes, nichts Schreckhaftes! ... Da will ich in Gedanken und will's Gott, vielleicht auch noch einmal in traumhaft beglückender Wirklichkeit zu dir wieder wandern, du schönes savoyisches Bergland! Im sanften, süssen Hauch deiner Matten soll mir die liebe savoyische Bergsonne still und warm hineinleuchten in mein, deinem Zauber weit geöffnetes Herz. Denn bei dir dort ist wie vielleicht nirgends sonst alles zu Hause, dessen man in solchen Zeiten und Stimmungen bedarf: Die Schönheit, die Ruhe, der Friede und die Versöhnung!“

So fuhren wir denn, drei Mann hoch, mit vollbepacktem Rucksack und all den mehr oder weniger notwendigen Zutatzen des Hochtouristen, am 2. August nach Genf. Die Sonne strahlte zum erstenmal seit langem vom allerdings nicht ganz wolkenlosen Himmel, aber sie schien doch wieder einmal und das genügte uns, die wir, wie schon gesagt, auf eine Schlechtwetterfahrt eingestellt waren, zunächst vollauf. Im Bahnhof des Eaux-Vives bestiegen wir den Lokalizug, der uns nach Annemasse, zur Passstation bringen sollte. Als ziemlich passionierter Raucher hatte ich mich genau nach dem „erlaubten Quantum“ Rauchwaren erkundigt: 10 Zigarren oder 20 Zigaretten oder 50 Gramm Pfeifentabak. Eine niederschmetternde Auskunft im Hinblick auf die auf vierzehn Tage bemessene Bergfahrt! Aber Tabaksmuggel werde streng gebüsst. — Der Zollbeamte schaute Seil und Steigeisen etwas schräg an und winkte



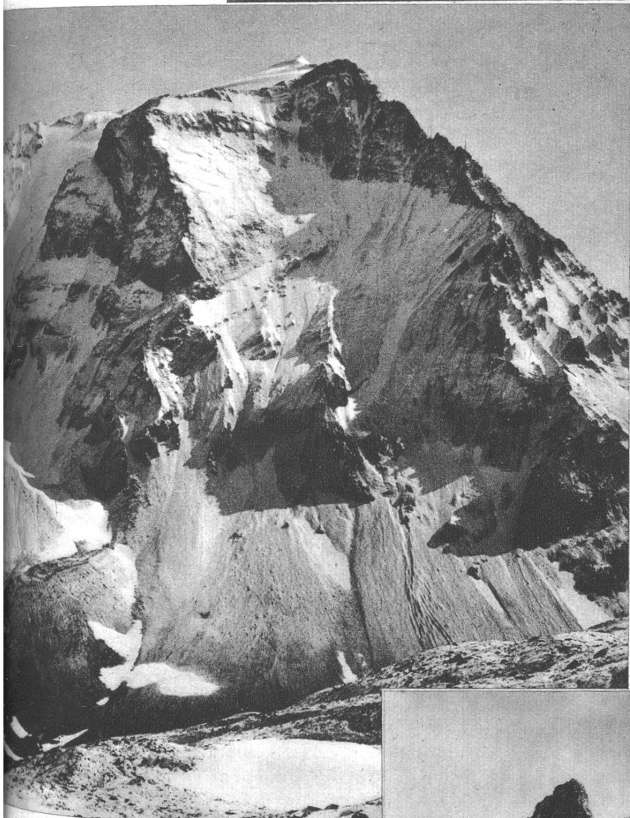
Glacier de Gébroula und
Massiv du Polset



Unten: Der Talkessel von
Pralognan



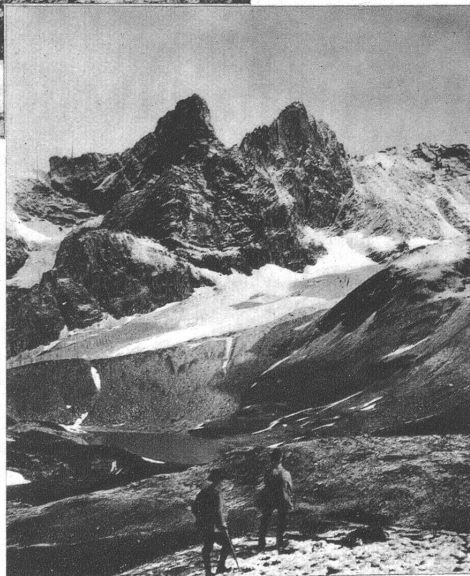
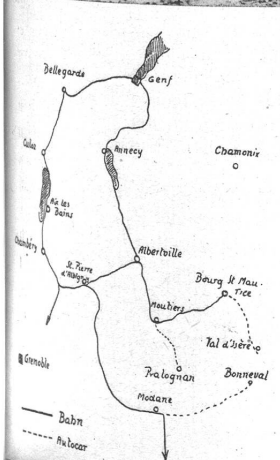
Pointe de l'Echelle,
ein Berg der Um-
gebung von Pralo-
gnan



Links: Der höchste
Berg Savoyens, die
Grande Casse
(3861 m)



Refuge du Polset, eine mo-
derne Klubhütte des C. A. F.



Les Aiguilles de Glière, die
Kletterberge der Vanoise

mit der Hand. Nicht einmal das übliche Kreidezeichen erhielt ich auf den Rucksack. Im Geheimen titulierte ich meine Ratgeber mit den schönsten zoologischen Fachausdrücken und tröstete mich mit dem berühmten „nächsten Mal“.

Dunkle, schmutzige Wagen ratterten uns über offenbar nicht so ganz einwandfreie Schienen. Auf den wenigen, weit auseinanderliegenden Stationen gab es endlose Aufenthalte. Alles ging gemütlich und recht familiär zu; man hatte offensichtlich Zeit im Ueberfluss.

Die durchfahrene Gegend mutete heimatisch ans Freiburger Mittelland: Im Hintergrund eine Bergkette, Felder, Aecker, ein tief eingeschnittenes Bachbett, verregnete Ernten, im Dämmerchein des Abends fast ein wenig tröstlich. In Annecy wechselten wir den Zug und wenn wir bisher in einer Nebenbahn gefahren, so nahm uns jetzt ein Nebenbähnchen auf; sein Ziel war Albertville. Langsam fuhren wir in die Nacht hinaus. Tintenfarben schien der Lac d'Annecy, als ein Gewitter von fürchterlicher Heftigkeit ausbrach. Taghell erleuchteten Blitzschläge die Fläche des Sees, die der Sturm mehr und mehr aufwühlte. Regen schlug an die Wagenfenster. Als wir einige noch offene schliessen wollten, wies es sich, dass die Scheiben fehlten. Eine neue Regenpelerine erhielt ihre erste Wassertaufe.

Es war 10 Uhr abends geworden, als wir in Albertville den finsternen Bahnhof verliessen und uns im immer noch strömenden Regen um die respektablen Wasserpfützen des Bahnhofplatzes herumdrückten. Rechts und links der nach Chambéry führenden Strasse lagen Hotels. Zwar glichen sie in keiner Weise denen des Quais von Luzern oder des Höhenweges Interlaken. Aber es waren doch Hotels, wo man für Geld und gute Worte etwas Essbares und ein Bett erhalten würde. Das vertrauenswürdigste erwies sich als vollkommen „occupé“, so dass wir mit einem weniger einladenden vorlieb nehmen mussten. Ein wider erwarten solennes Nachtessen und ein ebenso überraschend sauberes Zimmer veranschaulichte uns wieder einmal, dass der äussere Schein recht trügerisch sein kann.

Ein trüber Sonntagmorgen sah uns den ersten Zug nach Montiers erwarten. Nebelfetzen hingen an dunkelbewaldeten Berghängen, und noch immer rinnt der Regen vom grauen Himmel.

Nach kurzer Bahnfahrt vertauschen wir in Montiers den Bahnwagen mit einem Car Alpin, damals noch der PLM-Gesellschaft. Hatten wir schon in Eaux-Vives ob der Billigkeit der französischen Bahnen gestaunt — wir bezahlten für die nahezu 160 Kilometer lange Fahrt von Genf bis Montiers ungefähr 30 französische Franken — so wurden wir hier noch einmal angenehm überrascht; denn das einfache Billett der immerhin zwei Stunden dauernden Fahrt im Autocar nach Pralognan kostete bloss 17.25 französische Franken. Mit einem französischen Reisendenpaar blieben wir die einzigen Fahrgäste — begreiflich; denn es gehörte schon eine gehörige Dosis Gottvertrauen dazu, bei solchem Wetter in die Berge zu reisen. In rascher, angenehmer Fahrt in dem grossen, bequemen und gut gepolsterten und gefederten Wagen erreichten wir auf breiter, schöner Strasse Briddes-les-Bains, einen Badeort für Magen- und Leberkranke, der sein Bestehen einer Thermalquelle mit Kaliumsulfat- und Chlorgehalt verdankt.

Weiter geht's in den Talgrund. Ein Dorf mit seltsamem Kuppelkirchturm, Bozel, taucht auf. Grosse Fabrikschlote verunstalten die Gegend. Hier werden Ferrosilizium und Kalziumkarbid fabriziert. Weisses Rauch vermischt sich mit dichtem Nebel, in den wir in ungemütlich steilen, kurzen und engen Kehren hineinfahren. Bis Bozel führt übrigens eine Art Trolleybus, dessen breite, plumpe Wagen wir wiederholt kreuzten und überholten.

Nun aber ist die Höhe erreicht und der Wagenlenker stellt auf rasche Fahrt ein. Fast gespenstisch huschen wir an den Häusern eines letzten Dorfes — Le Planay — vor-

bei. Noch eine kurze Strecke freies Feld, dann tauchen wieder Häuser auf, Inschriften, Verkaufsläden, Ruhebänke links und rechts der Strasse, verummte, mit Regenschirmen bewaffnete Fussgänger eilen aufs Trottoir; sie riskieren die Spritzer des dahersausenden Cars nicht. Pralognan, 1424 Meter über Meer, Savoyens grösster Höhenkurort, war erreicht.

II.

Gleich Grindelwald, Zermatt, Breuil, Courmayeur, Chamonix u. a. gehört auch Pralognan zu den „Mekkas des Bergsteigers“. Am Ende des nach Süden aufsteigenden Tales des Doron de Salins weitet sich dieses zu einem grossen, flachen Talkessel, dessen hohe Bergwände tiefe Ebene, fast riesig zu nennende Weiden einschliessen. Nordöstlich steigt eng und steil ein Hochtal, dasjenige der Glières empor, gegen Südwesten öffnet sich langgestreckt und benahe flach das Tal des Doron de Chavière. Pralognan weist einige grosse und eine stattliche Zahl kleiner Hotels und Gaststätten auf. Magazine in kleinen Holzbuden untergebracht, ein paar fast grossstädtisch aufgezoogene sind mit altem Gross- und Kleinkram gefüllt, den der Hochtourenist und der Feriengast braucht. Noch trägt Pralognan so etwas wie den Hauch des Neuen, Unfertigen, dafür aber den des Ursprünglicheren als etwa Wengen oder Engelberg oder gar St. Moritz.

Am Südhang des Mont Bocher, dort wo der Maulpfad zum Col de la Vanoise und ins Glièretal ansteigt, liegt das Dorf Pralognan: enge, aber saubere Gassen mit festgefügtten Steinhäusern. Hohe Felswände schliessen den Talkessel ein. Es sind die Abstürze des Massivs der Vanoise, das in der Grande Casse, einem Berg von 3861 m Höhe seine höchste Erhebung findet. Die Grande Casse ist neben den Gipfeln des Montblanc-Gebietes und der Dauphiné zugleich der höchste Berg Frankreichs. Ihre Ersteigung stellt an den Bergsteiger meistens ganz respektable Anforderungen, ist doch ihre Südflanke, über die der beste Weg führt, meist eisgepanzert.

Jenseits des in schmutziggrauen Wogen hochgehenden Doron liegt mauerumrandet der Friedhof. Ein hohes Holzkreuz blickt über den ganzen Talkessel hin. An die steilen Hänge gelehnt stehen hinter dem Gottesacker und hinter einem mächtigen Steinblock die Zelte einer Pfadfinderkolonie. Dreieckige Trikoloren wehen — auch hier geht die Jugend jubelnd und unbekümmert an der Stätte des Todes vorbei.

Die Hotels, grosse, ungeschlachte und unschöne Steinkolosse, mit gebrechlich scheinenden Holzbalkonen und Glasveranden, scheinen gut besetzt. Man hört selten Englisch, noch seltener Holländisch sprechen. Die Hotelgäste sind wohl zum grössten Teil Franzosen. Deutsch haben wir in Pralognan kein Wort gehört. Doch da flitzten zwei Automobile zum Dorf hinaus. Weit spritzt Wasser aus den vielen Pfützen auf den Gehsteig. Genfer- und Waadtländerwagen grüssen uns aus der Heimat.

Unser Quartier haben wir in einem der kleineren, am Eingang des Dorfes stehenden Hotels bezogen. Allerdings hat man uns, angeblich, weil im Hause kein Platz vorhanden war, in einer Art „Annexe“ untergebracht. Grad feucht nahmen sich die Zimmer nicht aus, doch schienen die Betten schlafbar, so dass wir einwilligten, den nicht sehr bescheidenen Preis von 45 französischen Franken für Zimmer und Pension zu bezahlen.

Ein kleiner, lebensgefährlich wackelnder Balkon gegen die Hauptstrasse hinaus zierte eines der Zimmer. Als ich jedoch einige Wäschestücke an in unmittelbarer Nähe gespannte Eisendrähte zu hängen versuchte, bemerkte ich im letzten Augenblick, dass es sich um die Zuleitungsdrähte des elektrischen Stromes handelte. Das reizte unwillkürlich zum näheren Untersuchen der Beleuchtung, und oh Schreck! Die Zimmerlampen waren mit gewöhnlichem „Wedeler-

draht“ einfach an die vorbeiführenden Leitungen angeschlossen. Was da wohl die gestrengen Herren der B.K.W. sagen würden?

Trotzdem setzten wir uns zufrieden mit unserem Schicksal zu Tische; denn unterdessen hatte der Magen vernehmlich zu Knurren begonnen. Doch jetzt kam die grosse Enttäuschung: Zwar waren die uns zugeteilten Portionen hübsch serviert: Eine Sardine, ein Radieschen, drei Schnittchen Randensalat — kurz, es hätte sich wohl einer von uns kaum an dem satt gegessen, was für alle drei bestimmt war. Wie es sich später zeigen sollte, zeugte auch die Praxis des Rechnungstellens von mindestens eigentümlicher Auffassung der Geschäftsführung. Der gute Mann, mit dem stolzen Titel eines Hoteldirektors, hatte nämlich sofort gemerkt, dass wir Schweizer waren — trugen wir doch alle das Abzeichen des Schweizer Alpenklubs — und hat sich dann wohl seine eigenen Verse über die Kaufkraft des Schweizerfränkis gemacht. Er schien überhaupt recht kuriose Vorstellungen von der Schweiz zu haben, besonders über den Fremdenverkehr; denn er behauptete kühn, in die Schweiz reisten keine Fremden mehr, die Kurorte seien leer, ja, man beginne sogar, einzelne abzubrechen.

Pralognan ist als Ausgangspunkt für den Hochtouristen wie für den bescheidenen Passwanderer oder Spaziergänger gar prächtig gelegen. In ungefähr vier Stunden erreicht man das dem französischen Alpenklub gehörende Refuge du Polset et Pécelet, von wo aus eine ganze Reihe hübscher Gipfel leicht zu ersteigen sind. Das Refuge du Lac, ebenfalls etwa vier Stunden weit gelegen, erschliesst das Massiv der Vanoise mit dem Dôme de Chasseforêt und der Dent Parrachée, einer prächtigen, markanten Berggestalt. Wichtigster Ausgangspunkt für grosse Touren aber ist das Refuge Félix Faure, so genannt zu Ehren des einstigen Präsidenten von Frankreich, der einmal mit seinem Kriegsminister und einigen hohen Offizieren des Generalstabes dort gewilt habe. Es liegt 2520 m hoch auf dem Col de la Vanoise, der Pralognan mit dem Hauptort Termignon der Maurienne verbindet. Grande casse, die Aiguilles de Glière und wiederum die Gipfel der Chasseforêtgruppe sind von dort aus zu ersteigen. Alle die genannten Refuges liegen in der Nähe von Alpenseen, die ihrer Umgebung einen besonderen landschaftlichen Reiz verleihen. Und dann haben diese französischen Berghäuser noch einen Vorteil: Sie sind meistens bewirtschaftet und man erhält in ihnen zu sehr bescheidenen Preisen alles was Herz und Magen wünschen können.

Die schönste Ueberraschung aber bot uns unerwarteterweise die Alpenflora. Im Tal des Doron de Chavière stiegen wir am Tage nach unserer Ankunft einen Berghang empor. Das Wetter hatte sich etwas gebessert, aber noch herrschte Wolkentreiben, und nur ab und zu brach sich für einige

Minuten die Sonne Bahn. Plötzlich, aus Erlengebüsch auf eine steile Bergwiese tretend, befanden wir uns inmitten eines wohl einige hundert Meter hohen Abhangs, der über und über bedeckt war mit der bei uns so seltenen Blaudistel. Wie leuchteten die feinen, stahlblauen Blüten! Mit einem grossen Strauss der schönen Blumen kehrten wir nach Pralognan zurück. Die Erinnerung an sie blieb der beste Teil unseres Aufenthaltes in diesem französischen Höhenkurort.

Mit den Blumen brachten wir schönes Wetter zu Tal und so brachen wir denn anderntags früh auf: Dôme und Aiguille de Polset standen auf dem Programm. Kurz nach 3 Uhr brachen wir auf. Unzählige Sterne funkelten am pechschwarzen Nachthimmel, nichts Gutes für die Wetterlage verkündend. Ein langer Nachtmarsch, dann ein Dämmerlicht, zuletzt in fahlgelber Morgensonne, liess uns gegen 7 Uhr das neue, komfortable Refuge Polset, 2434 m, erreichen. Erstaunt gähnten uns die Wirtsleute an. So frühen Besuch hatten sie nicht erwartet.

Es wurde 9 Uhr bis wir auf dem Glacier de Gébroula das Seil umlegen konnten, und erst nach Mittag standen wir auf dem bereits wieder sturmumbrausten Gipfel des Dôme du Polset, 3512 m. Nebeltreiben verspernte die Aussicht und nur einige Tiefblicke in unbekannte Täler waren uns beschieden. Dann eilten wir zu Tal. Noch bevor wir Pralognan erreichten, begann ein ergiebiger Landregen eine recht eintönige Melodie auf unsere Hüte zu klopfen.

Und dann, am nächsten Tag, „Ade, du teurer Wirt von Pralognan!“ Mit unförmlichem Rucksack wanderten wir in strömendem Regen den Maultierpfad zum Refuge Félix Faure auf dem Col de la Vanoise empor. Alle Höhen waren tief in Nebel gehüllt, kalter Wind blies stossweise vom Tal herauf und als wir die Passhöhe erreichten, begann es zu schneien. Trotzdem blieb unser Stimmungsbarometer hoch, und als auch derjenige meines Kameraden W. etwelche Lust zu steigen verriet, wurde ein Plan für den anderen Tag „hau's oder stech's“ aufgestellt. Und siehe da! Der Morgen war zwar schandbar kalt, aber strahlend klar. Allerdings mit der Grande Casse war es nichts. Das sahen wir sofort ein, und auch die Aiguilles de Glières luden mit ihren weiss überzuckerten Felsen nicht zum Besuche ein. So statteten wir denn nur der nahe gelegenen Pointe de la Réchasse, 3233 m, einen Besuch ab, deren Ersteigung ausser dem zu bewältigenden Neuschnee keine Schwierigkeiten bot.

Am Nachmittag ergingen wir uns auf dem weiten Plateau des Passes. Edelweiss blühen dort in Massen. Zwei Seen, der eine von unwirklicher Bläue, träumen inmitten grüner Matten. Schroff steigen dahinter die furchtbaren Wände der Grande Casse empor. Der drohende Berg, die lieblichen Seen mit weidenden Kühen am Ufer: Es ist wie Krieg und Frieden.

(Fortsetzung folgt)

Beine heben, wenn der Lokomotivführer pfeift ...

Im Zeitalter eines bis zur höchsten Leistungsfähigkeit und Sicherheit gesteigerten Eisenbahnverkehrs können wir uns nur schwer einen Begriff davon machen, dass es einmal ein Notsignal für Eisenbahnunfälle gegeben hat. Und doch war dem so: In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bedeuteten fünf kurze Pfeife der Lokomotive — Achtung — es passiert ein Unglück!

In einer Zeitung aus dieser anscheinend sehr beschaulichen Zeit lesen wir darüber wörtlich:

„Eine beherzigenswerte Mahnung für alle Eisenbahnreisenden hat wieder das schreckliche Eisenbahnunglück gegeben, dessen Schauplatz jüngst der Gladbacher Bahnhof war. Es hat sich nämlich die bei fast allen durch Zusammenstoss herbeigeführten Eisenbahnunglücken beobachtete Erscheinung wiederholt, dass die meisten und schwersten Ver-

letzungen solche der Extremitäten sind. Unter den 15 verwundeten Personen haben 4 Beinbrüche und 6 Quetschungen der unteren Gliedmassen erlitten. Der Grund für diese Erscheinung liegt darin, dass durch die infolge des Zusammenstosses eintretende Auf- und Ineinanderschiebung der Waggons die Sitze gegen- und ineinandergedrückt und so die dazwischen befindlichen Körperteile zerbrochen und zerquetscht werden. Es dürfte darum nicht überflüssig sein, an alle Eisenbahnreisenden die Mahnung zu richten, ihre Beine, sobald das von dem Lokomotivführer bei einem bevorstehenden Unglück zu gebende Notsignal ertönt, auf die Sitze hinaufzuziehen. Das Notsignal besteht in fünf kurzen, rasch aufeinanderfolgenden Pfiffen...“

Fehlt nur noch die Angabe, wieviel — Minuten nach dem letzten Pfiff das Unglück zu erwarten ist! B. F.